

## 24. März 2020 \* Die Definition der Analogie durch das IV. Laterankonzil 1215

Wir gehen noch einmal einen kleinen Schritt hinter Thomas zurück. Die vielleicht berühmteste und im Grunde sehr einfache Definition der Analogie – für den theologischen Kontext – stammt vom IV. Laterankonzil 1215 und lautet (DH 806):

[...] quia inter creatorem et creaturam non potest tanta similitudo notari, quin inter eos maior sit dissimilitudo notanda.

[...] Denn zwischen Schöpfer und Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.

Das Wort „Analogie“ wird nicht benutzt, aber die Mitte zwischen „Ähnlichkeit“ (Univozität) und „Unähnlichkeit“ (Äquivozität) erinnert an die Frage, die in der Analogielehre gestellt wird. Diese Definition sieht eher wie eine „Faustregel“ aus statt wie eine spekulative philosophisch-theologische Definition. Gerade das macht sie vielleicht so hilfreich als regulative Idee für unser theologisches Denken und Reden. Vereinfacht und ins Leben übertragen lautet die Regel:

Wenn Du eine noch so sorgsam und präzise erworbene Kenntnis über Gott formuliert hast, dann halte einen Moment inne und mache Dir klar: Du hast nur endliche Worte benutzt, Du hast nur aus Deiner endlichen Perspektive gesprochen. Ja, Du kannst im Glauben wirklich an die höchste Wahrheit rühren, denn unsere *logoi* sind ein Abglanz des göttlichen *Logos*, des ewigen Wortes Gottes, das in vielfacher Brechung in ihnen präsent ist. Wenn Du von dieser Wahrheit Zeugnis ablegst, dann meine jedoch nie, dass Du selbst die Wahrheit bist. Nur Jesus kann sprechen: „Ich aber sage euch ...“, und er kann seine Sätze mit „Amen“ beginnen, weil sie schon im Voraus als wahr bezeugt sind. Und selbst Jesus schweigt am Ende vor Pilatus, weil er weiß, dass sein Zeugnis nun nicht mehr verstanden wird. Wenn Du all das eingesehen hast, dann gestehe auch Deinem Gegenüber zu, in derselben „analogen“ Verbindung von der erkannten Wahrheit zu sprechen, ohne die Wahrheit zu sein. Ringt darum, die bessere Ausdrucksform zu finden und unter euch Gemeinschaft zu halten, zu der das Wort Gottes uns doch ruft. Dazu kann es natürlich gehören, dass Widersprüche auftreten und dass man sehr entschieden seine Meinung argumentativ verteidigt (das hat Thomas von Aquin auch getan!). Aber das erste Ziel unserer Aussagen über Gott liegt nicht darin, Recht zu behalten, sondern ein aufbauendes, Gemeinschaft stiftendes Wort zu sagen. Vergiss nicht, ein Zeichen für die Begrenztheit Deiner Redefähigkeit zu setzen, z.B. indem Du nicht zu lange redest, indem Du dem/den anderen zuhörst – und vor allem indem wir gemeinsam auf das Wort Gottes hören und Gott in Lob und Dank die Ehre erweisen... Das ist die *Praxis* der Analogielehre.

Die oben zitierte Definition beginnt mit einem „quia“ / „denn“, d.h. sie wird als Schlussfolgerung aus dem Vorausgehenden präsentiert. Was ist der Kontext, in dem die Konzilsväter es für nötig hielten, eine solche Definition der Analogie zu formulieren? Das gesamte Konzilsdekret, das in der großen Sammlung der lehramtlichen Dokumente, hg. von Denzinger/Hünermann (abgekürzt: DH) unter den Nummern 803-808 nachzulesen ist (vgl. die beigegefügte Kopie), verurteilt Joachim von Fiore, der wiederum Kritik an dem „Sentenzenmeister“ Petrus Lombardus geübt hatte. Die Thematik wird in der Regel in der „Eschatologie“ behandelt, denn der Zisterzienserabt (ca. 1130/5 - 1202) vertritt den sogenannten „Millenarismus“, die Lehre vom tausendjährigen Reich, das nach der Offenbarung des Johannes (Offb 20) der Wiederkunft Christi vorausgehen soll. Mehr noch, er hat die Idee, sogar die „Eingebung“, dass sich der Geschichtsverlauf genau chronologisch feststellen lässt und in drei Zeitalter eingeteilt ist, die wiederum dem Alten Testament, dem Neuen Testament und dem „endgültigen Testament“ entsprechen. Damit projiziert er die Trinitätslehre in die Weltgeschichte, denn das Zeitalter des AT ist das Zeitalter des Vaters, das NT entspricht dem Sohn und im kommenden Zeitalter wird der Heilige Geist die Führung übernehmen. Das wird sich daran zeigen, dass die kirchliche Hierarchie zurücktritt und die heiligmäßig lebenden Mönche die führende Rolle übernehmen. Joachim von Fiore geht sogar noch weiter: Er berechnet den Übergang zwischen dem zweiten und dem dritten Zeitalter recht genau auf das Jahr 1260 und bringt es mit dem Auftreten des hl. Franziskus von Assisi in Verbindung. Einzelheiten dieser biblisch-symbolischen Kalkulationen müssen uns hier nicht interessieren.

Die Grundidee selbst kann ein Übergang zu geschichtstheologischer „Univozität“ genannt werden. Ja, Jesus verheißt das Kommen des Geistes, er kündigt seine Wiederkunft in Herrlichkeit an, aber er wehrt sich entschieden gegen alle Spekulationen über eine präzise Terminangabe: „Bleibt deshalb wachsam, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde“ (Mt 25,13). Und das Lukasevangelium weiß zu berichten: „Als Jesus von den Pharisäern gefragt wurde, wann das Reich Gottes komme, antwortete er: Das Reich Gottes kommt

nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es!, oder: Dort ist es! Denn: „Das Reich Gottes ist schon mitten unter euch“ (Lk 17,20-21). Das Zeugnis für die Ankunft des Reiches Gottes und für die Wiederkunft Christi sind ein präzises Beispiel für analoge Rede: Sie sind nicht einfach äquivok auszusagen, vieldeutig, bloß symbolisch, zu vage, um darauf sein Leben zu setzen. Die Aussage ist so wahr, dass sie mein Leben verändert: „Bleibt wachsam!“, sonst verpasst ihr wie die törichten Jungfrauen die entscheidende Stunde. Dieses Zeugnis ist aber auch nicht so eindeutig, dass man es in den Kalender eintragen könnte, um sich bis dahin zurückzulehnen und sich mit anderem zu beschäftigen. Das christliche Zeugnis und der christliche Lebensstil sind analog!

Es gibt aber auch noch einen zweiten Grund, weshalb das IV. Laterankonzil seine Verurteilung des Joachim von Fiore mit einer Definition der Analogie abschließt: Joachim hatte Petrus Lombardus wegen dessen Trinitätslehre kritisiert. Die Argumentation läuft wiederum auf der Ebene einfacher Mathematik. Joachim meint: Petrus Lombardus zählt in der Trinität bis „4“: Vater – Sohn – Geist – gemeinsame göttliche Natur (*communis essentia*). Man darf aber nur bis „3“ zählen ... Natürlich muss auch Joachim von Fiore die klassische Trinitätslehre theologisch erklären, die von drei Personen und einer Natur in Gott spricht. Wie tut er das? Er sagt (in der Zusammenfassung des Konzils), diese Einheit in Gott sei „keine wahre und eigentliche, sondern eine gleichsam kollektive und in der Ähnlichkeit begründete, so wie viele Menschen *ein* Volk genannt würden und viele Gläubige *eine* Kirche“ (DH 803). Wiederum haben wir es – wenn auch etwas weniger leicht erkennbar – mit einem Problem der Analogie zu tun: Wenn wir mit Joachim die Einheit in Gott als „kollektive“ verstehen, dann liegt diese Einheit in einem Begriff, den wir durch eine Leistung der Abstraktion bilden. Wenn ich z.B. vor meinem Fenster im Garten drei Bäume sehe – einen Apfelbaum, eine Birke und eine Tanne – und mich hinreichend gut in der Bestimmung von Pflanzen auskenne, dann kann ich (!) die Leistung der Begriffsbildung vollbringen und sagen: Dort stehen drei Bäume.

Über dieses Denken ist das IV. Laterankonzil empört und nimmt Petrus Lombardus in Schutz: Ja, wir müssen von der gemeinsamen Natur der drei Personen sprechen. Aber nicht wir vollbringen die Leistung, dieses Wesen begrifflich zu bestimmen, sondern Gott selbst in drei Personen lebt sein Leben in und aus dieser ewigen gemeinsamen Natur, die für uns ein Geheimnis bleibt: „Wir aber glauben und bekennen unter Zustimmung des heiligen Konzils mit Petrus Lombardus, dass es *eine* höchste Wirklichkeit gibt, und zwar eine unbegreifliche und unaussprechliche, die wahrhaftig Vater und Sohn und Heiliger Geist ist; drei Personen zugleich und eine jede von ihnen: Und deshalb gibt es in Gott lediglich eine *Dreifaltigkeit*, keine *Vierfältigkeit* denn jede der drei Personen ist jene Wirklichkeit, d.h. göttliche Substanz, Wesenheit oder Natur ...“ (DH 804).

Wiederum begegnen wir der Denkform der Analogie: Von Gottes ewigem, gemeinsamem Wesen wird nicht äquivok gesprochen, d.h. wir sind darüber nicht schlechthin in Unkenntnis und reden nur in menschlichen Mutmaßungen, die keinen Anhaltspunkt in Gott selbst haben. Wir sprechen über das Geheimnis des dreifaltigen Gottes aber auch nicht univok, d.h. als ob wir durch unsere klare Begriffsbildung Gott gleichsam definieren könnten. Es bleibt ein Element von „unbegreiflichem, unaussprechlichem“ Geheimnis, das wir dennoch im Glauben so bezeugen können, dass wir eine Wahrheit aussprechen. Und unmittelbar vor der anfangs genannten Definition der Analogie beschreibt das Konzil sehr präzise das, was wir die Partizipation nennen könnten, die der analogen theologischen Redeweise zugrundeliegt. Denn es gibt in der Schöpfung eine Teilhabe an der göttlichen Einheit, wie es auch, gemäß der Bergpredigt, eine Berufung zur Teilhabe an der göttlichen Vollkommenheit gibt, ohne je die Differenz aufzuheben:

„Wenn aber die Wahrheit für ihre Gläubigen zum Vater betet und sagt: ‚Ich will, dass sie eins seien in uns, so wie auch wir ein sind‘ (Joh 17,22), so wird zwar dieser Ausdruck ‚eins‘ für die Gläubigen gebraucht, damit die Einigung der Liebe in der Gnade verstanden werde, für die göttlichen Personen aber, damit die Einheit der Identität in der Natur erkannt werde; ebenso sagt die Wahrheit an einer anderen Stelle: ‚Ihr sollt vollkommen sein, wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist‘ (Mt 5,48), als ob sie noch deutlicher sagte: ‚Ihr sollt vollkommen sein‘ durch die Vollkommenheit der Gnade, ‚wie euer himmlischer Vater vollkommen ist‘ durch die Vollkommenheit der Natur, beides nämlich auf seine Weise: denn ...“ (siehe oben).